



Flipper-Spieler in Kuwait, Tretboot-Fahrer in Katar: Schlittschuhe für Wüstenbewohner

KUWEIT

Immer nur Fernsehen

Mit Karussells und einer Eisbahn will das Scheichtum Kuwait seinen Bürgern die Langeweile vertreiben.

Die Regierung zahlt hohe Kindergelder. Die Schule kostet nichts. Der Arzt behandelt gratis. Jeder Bürger hat Anspruch auf ein Haus vom Staat und eine Rente. Telefonieren im Land ist frei. Schwere Arbeiten verrichten Fremde.

Eine Million Kuwaitis leben in einem Schlaraffenland. Denn an der Nordkante des persisch-arabischen Golfs ist durch den Ölboom ein Supersozialstaat entstanden. Die Kuwaitis erwirtschafteten 1977 mit 11 950 Dollar das höchste Bruttosozialprodukt pro Kopf der Welt. Sie haben 14 Prozent Mercedes-Anteile gekauft, besitzen die modernste Erdölraffinerie, die leistungsstärkste Meerwasser-Entsalzungsanlage. Sie fahren riesige klimatisierte Autos, leisten sich Rolex-Uhren.

Aber mit der neuen Zeit kam auch die Langeweile an den Golf. Während ihre Väter noch als Seefahrer und Karawanen-Führer ein hartes, aber ausgefülltes Leben fristeten, mopsen sich die Wohlstandsbürger von heute. Ihr leichtes Leben ist nämlich nach den strikten Vorschriften des Korans geregelt — und damit fehlt alles, was zum modernen Müßiggang gehört.

Es gibt kein Bier in Kuwait und keinen Whisky. Die jungen Männer können nicht in Diskotheken tanzen, in Straßencafés flirten oder am Strand hinter Bikini-Mädchen herpfeifen. Denn wenn nicht gar verschleiert, sind

Kuwaitis Frauen stets züchtig bedeckt, und aus dem Haus gehen sie nie allein. Es gibt aber auch kein Kabarett, keinen Bauchtanz, von Bordellen ganz zu schweigen. „Nur immer fernsehen und freitags manchmal Fußball“, klagt ein Mann, der Athen und Beirut (aus besseren Tagen) kennt, „ist das Lebensqualität?“

Geschäftsmann Mustafa Junis erweiterte das Freizeitangebot. Er errichtete einen englischen Klub mit drei Billardtischen und etlichen Flipper-Automaten. Für zehn Mark pro Tisch und Stunde konnten die Kuwaitis bei Coca-Cola und Limonade Kugeln schieben.

Um den Reiz ihrer Wettkämpfe zu erhöhen, flippten und kugelten die Männer bei Junis bald um Geld. Glücksspiel ist aber laut Koran „ein Werk Satans“, um die Gläubigen „vom Gedanken an Allah und vom Gebet abzuhalten“. Jemand meldete die verbotenen Spiele, Junis kam vor Gericht, sein Klub wurde geschlossen. Kommentar eines enttäuschten Stammgasts: „Zurück zum Taschenbillard.“

Den Behörden dämmerte freilich, daß sie den Bürgern mehr bieten müßten. Aber welches Vergnügen würde nicht gleich in Sünde ausarten? Die Wüstensöhne fanden eine verblüffende Lösung: Schlittschuhlaufen. Die Regierung stellte 22 Millionen Mark bereit und beauftragte die französische Firma Baffrey Henneque International Builder, in Kuwait die erste Eisbahn der Region zu errichten, mit separaten Flächen für Männer und Frauen und Plätzen für 2000 Zuschauer.

Einmal im „ernsten Geschäft mit der Freude“ (so das Rockefeller-Mitteilungsblatt „Mideast Markets“), machten die Kuwaitis weitere 160 Millionen Mark locker. Bei Doha, westlich der

Hauptstadt Kuwait-City, soll „Entertainment City“ entstehen — mit Karussells, Seilbahnen, Tretbooten (die es schon im Scheichtum Katar gibt) und Vergnügungsparks nach dem Vorbild von Amerikas Disneyland.

Neben Reisen in den Wilden Westen und ins Weltall wird Entertainment-City mit einer besonderen Attraktion locken: einem original nachgebauten arabischen Basar. Die echten Märkte mit ihren bunten Ständen und schreien den Händlern machen nämlich zunehmend sterilen Hallen und klimatisierten Selbstbedienungsläden Platz.

Kuwait, so schwärmt der Sprecher der Beraterfirma Era aus Los Angeles, rücke mit seinen geplanten Vergnügungsmöglichkeiten „an die Vorfront im Nahen Osten“. Sein Unternehmen empfahl den Kuwaitis, auf ihrem Rummelplatz ein Schiff aufzustellen, das heute nur noch im Staatswappen des Scheichtums existiert: Eine Dhau, ein hölzernes Segelschiff, mit dem einst die Golfaraber zwischen Europa, Indien und Südafrika kreuzten.

Nostalgie auf arabisch.

FRANKREICH

Durch die ganze Welt

Das Pétanque-Spiel wird nun auch im Ausland populär.

Im exklusiven Palm-Beach-Kasino zu Cannes entscheiden die aus Elfenbein gefertigten Kugeln auf den Roulette-Tischen über Millionen.

Draußen vor der Tür, auf der Place de l'Etang, kämpfen die Rolls-Royce-Chauffeurs der Kasino-Klientel um ein Gläschen oder zehn Franc. Sie rol-

len 620 bis 800 Gramm schwere und höchstens acht Zentimeter dicke, aus Eisen gefertigte Kugeln. Sie amüsieren sich beim Nationalspiel der Franzosen, Pétanque.

Nahezu jeder Wurf wird kommentiert, etwa „sie hat Asthma“, soll heißen, die Kugel rollt nicht. „Ein Zirkusschuß“ ist ein von Hindernissen begünstigter Wurf. Die Einheimischen sprechen fachmännisch vom „Eisen“, wenn sie die Kugel meinen, vom „Minister“ und „Ziel“, einer 25- bis 35-mm-Holz-kugel, in deren unmittelbarer Nähe die Wurfgeschosse landen sollen.

Die Experten sehen das runde Eisen menschlich und führen imaginäre Gespräche mit dem Stahl. Sie zielen auf den „Kopf“ oder — seitwärts — „in die Rippen“ und wissen, was „bati-bati“ im

reits, 400 000 aktive Mitglieder zählt der Pétanque-Verband. „Dieses Spiel“, glaubt Jérôme Heller, einer der Chefs der „Fédération française de pétanque et jeu provençal“, „weitete sich in diesem Jahr bei uns und auch im Ausland phänomenal aus.“

2,4 Millionen Pétanque-Kugeln wurden im letzten Jahr von den acht französischen Fabrikanten hergestellt, rund zehn Prozent davon exportiert. Bei den Weltmeisterschaften in Luxemburg im letzten Jahr nahm erstmals eine Mannschaft aus der Bundesrepublik teil und wurde unter 29 Nationalteams Sechszwanzigste.

„Ein ehrenwertes Ergebnis“, urteilte der französische Verband über die Deutschen, denn die zählen eben 200 Mitglieder in ihrer Organisation.



Pétanque-Spieler Prinz Bertil von Schweden: Das Eisen hat Asthma

Pétanque-Französisch heißt, nämlich Angst.

An der Côte d'Azur, an der Touristen wegen Überfüllung ihre Zelte jetzt auf Parkplätzen aufschlagen oder sich in Schlafsäcken am Strand betten müssen, wird dieser Tage um jeden Quadratmeter Boden gekämpft — für Pétanque ist stets ein Plätzchen frei.

In St.-Paul-de-Vence ließen Yves Montand oder Amerikas Harry Belafonte die Kugeln rollen — der Hollywood-Star gewann sogar auf einem Turnier 40 Franc. Auf der Place St.-Roch, direkt vor dem Gefängnis von Toulon, klatschen die Häftlinge den Pétanquisten aus den Zellen heraus Beifall.

Frankreichs Urlauber verbringen täglich mehrere Stunden an dem mindestens vier Meter breiten und 15 Meter langen Pétanque-Terrain. Rund acht Millionen Franzosen spielen be-

Täglich rollt Schwedens Prinz Bertil, bekleidet mit kurzen Hosen, den Kopf mit einer Baskenmütze bedeckt, in St. Maxime die Kugel. Im Winter bittet der Adlige seine Pétanque-Kameraden in die nördliche Heimat. Der exklusive Brüsseler Tennisklub „Rasante“ richtet neben Tennisturnieren für die Mitglieder nun auch Pétanque-Meisterschaften aus.

Das Pariser „Pétanque Magazine“ druckte vor der Abreise der Hauptstädter in den Süden sechs Seiten Pétanque-Ratschläge. Die Hauptstadt zählt 40 Pétanque-Bahnen, vor dem Invalidendom, im Bois de Boulogne und an den Tuilerien sind unermüdlich Pétanquisten im Einsatz — selbst in der Nacht. Wahrscheinlich, so glaubt Pétanque-Führer Heller, „wird unser Sport sogar bei den Olympischen Spielen zugelassen.“

Anders als bei den Pétanque-Verwandten Boule Lyonnaise oder dem Jeu Provençal, bei dem der Spieler

beim Abwurf ein oder drei Schritte machen muß, wird Pétanque aus dem Stand mit geschlossenen Füßen gespielt. Das ist so, seit ein von Rheuma geplagter Bürger namens Jules le Noir im Jahre 1910 einen Freund bat, nicht das traditionelle Boule zu spielen, sondern eben mit den „pieds tanqués“, mit geschlossenen Füßen.

„Die Einfachheit selbst“, beschreibt Robert Trovatielli (Spitzname Otello) in seinem Buch „Plein soleil sur la pétanque“ das Spiel. Zwei oder drei Kugeln werden auf das sechs bis zehn Meter entfernte Holzziel geworfen. Wer mit dem Eisen dem Holz am nächsten kommt, erzielt die Punkte. Sieger sind jene Spieler, die zuerst dreizehn (oder elf) erreichen.

„Die nötige Kraft“, sagt Otello, „muß ausschließlich aus dem Arm kommen.“ Doch die Profis, die im Parc Borély in Marseille zuweilen vor 2000 Zuschauern um Geld spielen, trainieren täglich — den Wurf mit Effet etwa, oder das „plomber“, eine Art Bogenschuß, der verhindern soll, daß die Kugel nach dem Aufschlag rollt.

Die Experten unterscheiden zwischen „tireur“, der den Konkurrenten die zielnächste Kugel und damit die Punkte wegschießen und dem „pointeur“, der die Kugel zentimetergenau neben die Richtkugel plazieren kann. Das Regelbuch des Pétanque-Verbandes schreibt auf 22 Seiten etwa vor, wie lange sich ein Spieler vor dem Wurf konzentrieren darf (zwei Minuten), wieviel Jahre ein Aktiver gesperrt wird, der seine Eisen manipuliert (15 Jahre), oder auch, daß die Versicherung zahlt, wenn das Wurfgeschöß versehentlich einem Zuschauer oder Kontrahenten den Schädel einschlägt.

Noch ist Pétanque ein Sport vornehmlich für Amateure. Bei den Nationalen Meisterschaften erhielt der Sieger ein Fahrrad und 1200 Franc. Zunehmend entdeckt nun aber auch die Werbung dieses „außerordentliche gesellschaftliche Phänomen“ (so das „Pétanque Magazine“).

Tageszeitungen wie der „Nice-Matin“, Fabrikanten wie „La Boule Obut“ (Tagesproduktion: 10 000 Kugeln), die Hersteller der Anis-Aperitifs Pernod und Ricard unterstützen zunehmend die von Gemeinden und den 40 000 französischen Pétanque-Klubs organisierten Turniere.

Für das im Juli in Cannes veranstaltete „National“ fanden die Manager Unterstützung bei elf Unternehmern. 6024 Aktive, mehr, als manche französische Profi-Fußballklubs Zuschauer zählen, meldeten sich für das Turnier der Zeitung „La Marseillaise“, 4500 Zuschauer wurden registriert beim Grand Prix des Blattes „Midi libre“.

Pétanque-Führer Heller hofft, daß die Kugel weiterrollt: „Wir sind auf dem Marsch durch die ganze Welt.“ ♦